

# Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlfiche 6 Thlr.  
mit Stahlfichen 8 Thlr.

## Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

Er hatte den Vormittag zum großen Theil außerhalb seiner Wohnung zugebracht, um die Zeit zu tödten, Bekannte, Kameraden besucht und überall von der Gräfin Hohenwehr Ausdrücke der Bewunderung gehört, welche die Idee, mit ihrer Tochter gleich costümiert zu erscheinen und dadurch zu allerlei reizenden Mißverständnissen Anlaß zu geben, allerliebste fanden, ohne im Geringsten einen Anstoß, wie Frau von Kuhl, daran zu nehmen. Hier und da hatte man den Prinzen auch geneckt. Es war nicht übersehen worden, daß er nur Anfangs getanzt, dann sich aber ganz und gar der schönen Wittve geweiht hatte. Einige hielten das für ein kluges Manöver, um sich die Mutter im Hinblick auf die Tochter geneigt zu machen; Andere, welche Egon besser zu kennen glaubten, waren der Meinung, daß er mit solchen Speculationen nichts zu thun habe, von einem Anfalle sentimentaler Natur, der ihn kürzlich betroffen, kaum geheilt sei und darum nicht wieder einem solchen erliegen, sondern sich reellen Dingen, ohne seine Freiheit zu gefährden, wieder zuwenden werde; sie ließen daher die zarte, wenn auch noch so liebliche

Tochter bei ihrer Neckerei ganz aus dem Spiel und waren nur verwundert, daß der Prinz diese so schwerfällig aufnahm. Es war doch kaum denkbar, daß er sich ernsthaft in die schöne Wittve verliebt habe, welche doch immer um ein Jahrzehend älter als er sein mußte, trotz ihrer wunderbar conservirten Frische! Von dem Verhältniß, welches dem Prinzen einen Anlaß gegeben hatte, sich ihr zu nähern, hatte Niemand eine Ahnung; es wußte überhaupt kein Mensch darum, als die der Gräfin verwandte Frau von Zellenstein und deren Gemahl, welcher nur seinem vertrauten Freunde, dem General Proß, davon eine Mittheilung gemacht hatte. Diesen war darum auch das Benehmen des Prinzen weniger auffallend gewesen, da sie es aus einem tiefern Grunde, als die übrige Welt, sich erklären konnten. Die nähern Bekannten Egons aber zuckten die Achseln, nachdem er sie verlassen hatte und erklärten ihn lächelnd in großer Gefahr.

Jetzt war die passende Zeit für seinen Besuch gekommen und er gab Frieder Befehl, anspannen zu lassen: nicht an den Häusern entlang, gleichsam verstoßen, wollte er zu ihr gehen, sondern mit allen Ehren, die er ihr erweisen konnte, seine Auffahrt halten. Er rief den Jäger aber noch einmal zurück, er wollte mit ihm zu Ende kommen.

„Du wirst, wenn ich zum Regiment zurückgehe, als Kastellan in Rhaua bleiben,“ sagte er in einem Tone, welcher keinen Einwurf gestattete. Er sah dabei den Alten nicht an, sonst würde er doch von dem Ausdrücke, der sich in dessen runzelvollem Gesichte malte,



ergriffen worden sein. Dann wiederholte er den Befehl anspannen zu lassen. Aber Frieder hat noch nicht auf all' seine alten Rechte verzichtet.

„Warum wollen mich Durchlaucht los sein?“ fragte er mit einer so bewegten Stimme, wie sie der Prinz an ihm noch nicht gehört hatte.

„Ich will Dich nicht los sein —“ erwiderte dieser nicht ohne eine gewisse Befangenheit. „Du bleibst ja in meinem Dienst, ich gebe Dir nur einen Ruheposten, wie Du ihn durch Deine Treue verdient hast.“

„Durchlaucht sollten mir nicht schöne Reden machen,“ sagte Frieder. „Sie wollen mich los sein — und haben ja nur zu befehlen. In Rhanna als Kastellan bin ich nichts nütz, lassen's mich nur ganz gehen.“

„Wir sprechen später noch darüber!“ entgegnete der Prinz unruhig, halb schon bereuend, was er gesagt hatte. „Bist bin ich eilig, schaffe mir nur den Wagen — natürlich fährst Du mit.“

Der Wagen kam und Prinz Egon, dessen Gedanken sich wieder den Erwartungen des nächsten Moments zuwandten, vergaß Alles, was nicht damit zusammenhing. Er hätte müssen im Wagen vor dem Hause der Gräfin abwarten, ob er auf die Meldung eines Jägers angenommen werde, aber er folgte demselben auf dem Fuße — konnte er nach der gestern erhaltenen Erlaubniß daran zweifeln? Auf der Treppe begegnete ihm ein Mann, der von Oben herab kam — bei seinem Anblicke stutzte der Prinz. Diese große, kräftige Gestalt, das Gesicht mit den festen Zügen war ihm ja bekannt: schon ein Mal war er ihm in den Weg getreten und Egon hatte ihm in verletzter Eigenliebe das Feld überlassen! Wie kam er hierher? Mußte er ihm gerade hier begegnen? Wagte er es vielleicht, wie sein böser Dämon auch hier seinen Weg zu kreuzen? Blitzschnell durchzuckten diese Fragen Egon's Hirn und er verlor davon so ganz die Haltung, daß er auf den Gruß, der ihm höflich zu Theil wurde, kaum die Hand flüchtig an die Czapfa führte. In sein Blick hatte, ihm unbewußt, einen drohenden feindlichen Ausdruck angenommen und der junge Mann hochaufsehend blieb stehen.

„Ich habe wohl nicht mehr die Ehre, von Ihnen gekannt zu werden, Durchlaucht?“ fragte er.

„Baron Proß, wenn ich nicht irre —“ erwiderte der Prinz, indem er die Lippe stolz aufwarf. In demselben Moment kam sein Jäger von Oben zurück und Egon, den Baron mit kurzer Kopfneigung gleichsam entlassend, eilte an ihm vorüber, die Treppe hinauf.

Frieder meldete aber mit vernehmlicher Stimme, die Frau Gräfin sei ausgefahren.

„Unmöglich!“ rief der Prinz und wollte in der ersten Anwandlung dennoch hinauf stürmen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, aber er besann sich doch und kehrte langsam zu seinem Wagen zurück. Baron Proß hatte das Haus bereits verlassen, Egon sah ihn rasch die Straße hinabgehen. Er hätte ihn gern nochmals gestellt, ihn gefragt, ob er etwa auch die Gräfin Hohenwehr habe besuchen wollen und welches Recht er dazu habe, aber es war nicht mehr möglich und er fuhr denn mit wild aufgeregter Seele wieder nach Hause. Zorn und Beschämung kämpften in ihm mit dem bereits mächtig gewordenen Gefühl, das ihn zu der schönen Frau zog, aber es blieb nicht lange zweifelhaft, welche Regung in diesem Kampfe den Sieg davon tragen würde. Die feinste Coquetterie hätte sie nicht besser unterstützen können, als durch das heutige Versagen.

Als die Gräfin mit ihrer Tochter von der Ausfahrt, welche sie früher als zu der angenommenen Visitenzeit begonnen und dann noch abgekürzt hatte, zurückkehrte, fand sie die Karte des Prinzen.

„Ist er schon hier gewesen?“ fragte sie ziemlich gleichmüthig, sie hatte ja noch keine Ahnung von der eigentlichen tiefen Triebfeder in Egon's Gemüth: wie konnte sie eine andere suchen als das natürliche Interesse, die Verlobte seines Vaters kennen zu lernen und zu prüfen, ob sie seiner würdig gewesen wäre? Daß er sie mit solcher Auszeichnung behandelt hatte, war in dieser Voraussetzung ihrem Herzen wohlthuend gewesen und sie hatte ihm gern erlaubt, sie heut zu besuchen, wo er nun gewiß offen und achtungsvoll von dem Verhältniß, dessen gestern mit keiner Silbe gedacht worden war, mit ihr sprechen würde. Nun hatte ihn die Ungebuld früher hergeführt als sie ihn hatte erwarten können und es war ihr unangenehm, daß er sie verfehlt hatte. Einladen konnte sie ihn doch nicht!

Diana hatte unterdessen von dem Diener eine Nachricht bekommen, welche sie der Mutter mit lieblichem Erröthen und leuchtenden Augen brachte. „Kuno ist hier! Er hat keine Karte abgegeben, er wird Abends wiederkommen, da er weiß, daß wir nicht auf dem Hofballe sind.“

Die Mutter, ohnehin etwas durch ihre Gedanken aufgeregter, welche einen weiteren Flug zu nehmen begonnen, wurde durch die Nachricht Diana's so überrascht, daß sie lebhaft erglühte. Sie war darauf so gar nicht gefaßt gewesen. Nur in ihren Augen lag



die Frage, welche Diana auch nicht beantworten konnte, da ihr die plötzliche Ankunft des Mannes, den sie fern gefesselt glaubte, eben so überraschend gewesen war als ihrer Mutter. Sie war aber davon so beglückt, daß die Gräfin ihr Kind gerührt an ihre wogende Brust zog und mit heißer Zärtlichkeit küßte. Es kam dann nach kurzer Zeit zu ruhiger Besprechung und der Mittag verging darüber, worauf sich die Gräfin, wie sie gewohnt war, auf einige Stunden in ihr Zimmer begab, um dort zu lesen oder zu schreiben. Sie liebte es dann nicht, gestört zu werden.

Diana blieb allein. Sie sah nach der Uhr, ob die Freundin, wie sie ihr versprochen hatte, nicht bald kommen könne; ihr Herz war so voll, sie sehnte sich danach, es endlich dem geliebten Wesen, das sie verstand, zu erschließen. Gestern, als sie bei ihr gewesen, hatte sich durch fortwährende Störung noch nicht der rechte Moment der Weihe gefunden, in welchem sie das süße Geheimniß, das die Welt noch nicht wissen durfte, der Freundin vertraute — heut, wo Beide ganz allein, jedem fremden Zutritt unnahbar sein würden, sollte das geschehen, und Diana sah diesem Augenblick mit freudiger Unruhe entgegen. Es schlug fünf Uhr; das trauliche Gemach, das sie auch hier im fremden Hause gefunden hatte, war schon von der Lampe erhellt und noch immer ließ Irene auf sich warten. Schon glaubte Diana ihre Hoffnung aufgeben zu müssen, als ihr endlich das Fräulein von Ruhl gemeldet wurde. Entzückt eilte sie ihr entgegen und schloß sie in ihre Arme.

„Ich hielt Dich schon für eine Verrätherin!“ rief sie — und Irene konnte ihr keine Erklärung, der Wahrheit gemäß geben, warum sie so spät gekommen war und daß sie in Gefahr geschwebt hatte, ihr Versprechen gar nicht halten zu dürfen! Nach einem harten Kampfe in Folge der vorgefaßten strengen Meinung, welche Frau von Ruhl von der Gräfin Hohenwehr und ihrer Tochter gefaßt, hatte sie es der Nichte gradezu verboten, sie zu besuchen. Dem entgegen war Irene dennoch hier. Die Tante hatte noch vor dem Hofballe, welcher erst nach neun Uhr seinen Anfang nahm, eine nothwendige Besprechung über geschäftliche Angelegenheiten mit ihrem Sachwalter, welcher sie für eine Stunde oder noch länger festhalten mußte — und Irene hatte diesen Moment benutzt, um, begleitet von dem Diener, den kurzen Weg zu ihrer Freundin zu unternehmen. Sie war sich vollkommen bewußt, daß dieser Ungehorsam ihr den Zorn ihrer Tante zuziehen mußte, aber der Gedanke, ihr den Schritt, wie sie wohl gekonnt hätte, zu verheimlichen, kam gar nicht in ihre Seele. Es

hatte sich zwar in ihrem Verhältniß zu der Tante, welche sie bisher durch Zärtlichkeit, deren sie allein sich von ihr rühmen konnte, verwöhnt und gegen jedes unfreundliche Lüftchen verweicht hatte, seit einigen Tagen viel verändert, aber was konnte ihr viel geschehen, wenn sie offen ihr Unrecht eingestand unter der Verwahrung, daß sie doch, ohne wortbrüchig zu werden, nicht anders habe handeln können? Der Freundin sagte sie jedoch nichts davon, sie schämte sich, in ihren Augen tadelnswerth zu erscheinen, da das Gefühl des Unrechts sie selbst, nun sie frisch in die Freiheit ausgebrochen war, beunruhigte. Verstellen konnte sie sich nicht und Diana, nachdem sich Beide dicht zusammen in das Sopha gesetzt hatten, sah ihr an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte: ihre Farbe und der Blick ihrer treuen Augen verrieth das. — „Was ist Dir?“ fragte sie besorgt.

Irene konnte nicht läugnen, was sich in ihrem Wesen verrieth. Sie verhehlte aber den eigentlichen Grund, und sprach sich nur im Allgemeinen darüber aus, daß sie sich bei der Tante, welche oft streng und unfreundlich sei, nicht glücklich fühle und daß sie nur zu sehr in letzter Zeit an ihre Verlassenheit in der Welt erinnert werde. Diana war von dieser Klage bis zu Thränen ergriffen; sie wußte ja, daß Irene verwaist war und nur die einzige Verwandte hatte, bei welcher sie Aufnahme gefunden, aber was sie bisher in ihren Briefen gelesen, hatte nur Zufriedenheit und Dankbarkeit für die Güte und Liebe geathmet — wie war denn auf einmal ein so grausamer Wechsel eingetreten? Sie fragte mit innigster Theilnahme danach und Irene, welche selbst das Bedürfniß der Mittheilung fühlte, erzählte ihr Manches, was sie Anfangs nicht hatte berühren wollen.

„Nein, Du geliebtes Herz,“ rief Diana mit überwallendem Gefühl, „Du darfst nicht lange mehr bei dieser lieblosen Frau weilen, welche Dich nur wie ein Spielzeug ihrer Launen betrachtet! Du sollst Dich von ihr trennen, Du sollst in eine andere Lage kommen, wo man selig sein wird, Dich mit offenen Armen aufnehmen zu können!“

„Ach, mein Herzenskind,“ sagte Irene traurig, „Du vergißt, daß ich keinen Menschen auf der weiten Welt habe, der sich meiner annehmen kann.“

„Keinen Menschen?“ rief Diana vorwurfsvoll. „Denkst Du meiner so gar nicht mehr?“

„Du liebst mich — wie ich Dich liebe! Ich weiß es,“ erwiderte Irene. „Aber in das Haus Deiner Mutter —“



„Nicht doch!“ rief Diana hoch erglühend. „Nicht in das Haus meiner Mutter, in mein Haus sollst Du kommen!“ Und dem Blicke der Freundin ausweichend, der erstaunt ihr Auge suchte, barg sie ihr schamhaft erröthetes Antlitz an Irene's Halse und gestand ihr mit bebenden Lauten, daß sie Braut sei. Freudig betroffen fragte Irene nach dem Namen ihres Verlobten, indem sie die Glückliche innig an ihr Herz drückte.

„Du kennst ihn — Kuno Proß.“

Aufjuckte wie vor einem jähen Wetterfchlage Irene's Herz an dem der Freundin, eine Sturmfluth wogte plötzlich aufgerufen durch ihre Adern und raubte ihr Sprache und Gedanken. — „Nur Dir sage ich es,“ fuhr Diana fort, welche selbst zu bewegt war, um Irene's Erbeben für mehr als freundige Ueberraschung zu halten. „Noch weiß es kein Mensch, nicht einmal Kuno's nächster Verwandter, dem er es heut erst sagen wollte. Vor Dir aber, Geliebte, kann ich es nicht länger verschweigen. Kuno hat mir von Dir erzählt, er wußte ja, daß ich Dich liebe, mehr als Alles in der Welt, mehr vielleicht als ihn — darum suchte er Deine Bekanntschaft und tanzte mit Dir — siehst Du, ich weiß Alles und wenn ich Dich nicht so lieb hätte, könnte ich eifersüchtig auf Dich werden, denn was er mir begeistert von Dir erzählte, das stellte Deine arme Diana ganz in den Schatten. Fast wäre ihm das Herz gegen Dich übergeflossen und er hätte Dir vertraut, was er doch noch nicht durfte, da warst Du aber auf Befehl Deiner Tante, wie er durchschaute, unwohl geworden und aus dem zweiten Tanze wurde nichts. Er hat dann auch gar nicht mehr getanzt, da er seinen Onkel nur begleitet hatte, um Dich kennen zu lernen.“

Jedes Wort in dem unschuldig plaudernden Herzenserguß ein Dolchstich! Irene fühlte sich tief beschämt und gedemüthigt, daß sie alle ihre Kraft aufbieten mußte, um sich nicht zu verrathen. Kaum fand sie ein Paar armselige Worte der Theilnahme, ein Paar nachliegende Fragen. Und Diana, ihres Glückes voll, ahnte nicht entfernt, was in Irene's Brust vorging, sie konnte ja endlich der geliebten Freundin Alles erzählen: wo sie Kuno zuerst kennen gelernt, wie ihre Mutter Anfangs ein räthselhaftes Vorurtheil, dessen Grund sie noch jetzt nicht begreife, gegen ihn gehabt und ein Zusammentreffen mit ihm eher vermieden, als begünstigt, wie aber Kuno, der immer seinen festen Weg männlich gehe, dies Vorurtheil zu besiegen gewußt und wie endlich der Bund der Herzen geschlossen worden sei, dem die Mutter ihre Zustimmung gegeben habe.

„Und wann —“ fragte Irene sich gewaltsam

fassend, aber sie vermochte die Frage nicht zu vollenden.

„Wann?“ erwiderte Diana, von höherer Purpurgluth überwallt, das strahlende braune Auge senkend, daß die langen schwarzen Wimpern tief hinab ihre Wangen beschatteten. — „Zum Herbst wohl erst — dann aber,“ setzte sie hinzu, indem sie Irene stürmisch an ihr Herz zog, „dann aber kommst Du zu mir und bleibst ganz bei mir, auf immer und ewig!“

Wiederum erbehte Irene unter der Umarmung des geliebten Wesens. Welch' ein Abgrund öffnete sich bei den Worten der Ahnungslosen vor ihren Füßen, schwindelnd sah sie sich im Geiste hinabstürzen — verloren — zerschmettert! Und sie mußte sich mit einer Anstrengung, die fast ihr junge Kraft überstieg, fassen, mußte der Freundin lächelnd danken für die schwärmerische Idee und scherzen darüber, wo sie doch ihren Thränen hätte freien Lauf lassen mögen, sie mußte Diana, welche ihren Gedanken ernsthaft meinte und so auch vertheidigte, Rede stehen, von ihrer Tante und den zwingenden Verhältnissen der kalten Wirklichkeit sprechen — aber die Gefahr des Moments gab ihr wunderbare Kraft, sich geistig zu erheben und es war ihr, als sie bald ausbrach, der Tante wegen, wie sie sagte, sogar möglich, ihren wiederholten Glückwunsch auch auf Kuno's Verlobte auszudehnen. Dann nahm sie einen raschen Abschied, küßte Diana heiß und innig und eilte, von ihrem Diener gefolgt, durch die schnee-flimmernde Straße nach Hause.

Frau von Ruhl hatte ihre Besprechung mit dem Sachwalter nicht so lange ausgedehnt als gewöhnlich, sie hatte bereits nach der Richte gefragt und die Meldung, daß das Fräulein mit Sander, dem Bedienten, ausgegangen sei, ohne ein Wort zu äußern, schweigend hingenommen. Irene war nie gewillt gewesen, ihr diese selbstständige Wahrung ihrer Freiheit zu verheimlichen, aber sie hatte sich gedacht, damit aus eigenem Antriebe offen vor sie zu treten — daß sie nun gewissermaßen ertappt war und die Tante vielleicht nicht an ihren Vorsatz unverhehlten Eingeständnisses glaubte, war ihr sehr unangenehm. Sie hatte nie ein rechtes Herz zu der Schwester ihres Vaters fassen können, an deren Wesen sie sich schwer gewöhnt hatte; jetzt aber fühlte sie beinah etwas wie Furcht vor ihr, als sie zu ihr eintrat.

Die Tante saß in sich zusammengekrümmt, so daß ihre kleine dürre Figur in dem geräumigen Lehnstuhl fast verschwand, aber ihr Kopf mit den blassen versteinerten Zügen trat aus dem dunkeln Plüsch um so greller hervor und ihre harten Augen starrten Irene mit



einem Ausdruck entgegen, daß ihr ein Schauer durch die Glieder rann. Sie schämte sich jedoch dieser kindischen Furcht und kam der Tante gleich zuvor.

„Du wirst böse sein, aber ich mußte mein Versprechen halten,“ sagte sie möglichst unbefangen. „Du weißt, daß ich Dich bat, Dein Verbot zurückzunehmen, Du wurdest aber abgerufen und gabst mir keine Antwort.“

„Ich habe Dir auch jetzt keine auf diese Rede zu geben,“ erwiderte die Tante mit eifriger Ruhe, als sei sie über jeden Ausbruch ordinärer Naturen erhaben. „Du wußtest ganz genau, daß ich nie etwas zurücknehme, was ich ausgesprochen habe und dennoch hast Du die Pflicht des Gehorsams verletzt. Ein Versprechen ohne meine Genehmigung kannst Du nicht geben; ich aber dulde keine Eigenmächtigkeit.“

„Verzeihe mir, liebe Tante —“ bat Irene.

„Ich verzeihe niemals,“ unterbrach sie Frau von Ruhl. „Du magst das für sehr unchristlich halten, ich habe mich aber in meinem langen Leben überzeugt, daß dies schwächliche Verzeihen nur zu erneuten Fehltritten führt — ohne Absolution würde es weniger Sünden in der Welt geben!“ — Vor diesem Ausspruch, der eine Ueberhebung ohne Gleichen in sich faßt, als habe sie nie Gottes Erbarmen nötig gehabt, blickte Irene betroffen empor, die Tante fuhr aber in ihrer kalten Eintönigkeit fort: „Ich werde es nie dulden, so lange Du in meiner Nähe weilst, daß Du dem unmoralischen Beispiel folgst, mag es Dir auch von Deiner besten Freundin gegeben werden!“

„Tante!“ rief Irene zum höchsten Unwillen gereizt. „Mich kannst Du schelten, wenn ich mir Deine Unzufriedenheit zugezogen habe, aber meine Diana laß unangestastet. Sie ist mir ein Vorbild, Du hast ganz Recht, ein Vorbild in jeder edlen Mädchensitte.“

Frau von Ruhl athmete kurz auf, daß es klang wie ein höhnisches Lachen. „Du wirst diesem Vorbilde auf seinen Wegen folgen, ich zweifle gar nicht daran,“ sagte sie. „Eben deshalb wird es Zeit, daß wir uns trennen, ich habe nicht Lust, Deine Genialitäten mit meinem scheinbaren Einverständnis vor der Welt zu decken. Heut — wie ich Dir gleich erkläre — wirst Du mich nicht auf den Hofball begleiten, und wenn Dir das —“ setzte sie scharf hinzu — „wie ich bemerke, eine sichtliche Erleichterung des Herzens gewährt, aus Gründen, die auf der Hand liegen, so kann ich Dir noch eine größere Freude machen. Du wirst mein Haus in kürzester Zeit verlassen.“ — Sie schwieg einen Moment, um den Eindruck zu beobachten, welchen

diese Eröffnung auf die Nichte machen werde; Irene hatte aber die Augen gesenkt und nur an der Entfärbung ihrer Wangen, an dem Beben ihrer Lippen konnte die Tante wahrnehmen, daß ihr Pfeil getroffen hatte. Sie war aber fern davon, zu errathen, was in Irene's Seele vorging, wo die Bitte der Freundin, zu ihr zu kommen, diese Bitte, welche unmöglich zu erfüllen war, plötzlich wieder auflebte.

„Du sagst gar nichts dazu, weil Du weißt, daß ich nichts zurücknehme,“ sprach die Tante weiter. „Wenn es Dir lieb ist, den Zwang, den ich Dir auferlegen mußte, los zu werden, so spanne Deine Hoffnungen auf unbeschränkte Freiheit aber nicht zu hoch. Du bist zu jung und führst den Namen Deines Vaters — es ist also unmöglich, daß Du allein für Dich haufen kannst und wolltest Du Dich auch über diese altfränkischen Rücksichten als emancipirte Dame hinwegsetzen, so ginge das aus anderen Gründen nicht an: Du hast gar kein Vermögen! Sage mir also, wenn ich Dich ganz frei gebe, was würdest Du anfangen? Du bist immer schnell mit einer Antwort bei der Hand.“

„Arbeiten, Tante!“ sagte Irene, jetzt tödtlich blaß geworden. „Dienen, wenn es sein muß!“

Frau von Ruhl hörte nur den ungemessenen Trotz in ihrem Tone, der ihr doch ein ganz anderes Gefühl hätte verrathen sollen. „Dienen — Du hast das Richtige getroffen!“ sagte sie. „Dienen, wenn auch natürlich nicht als Magd oder Kammerjungfer. Dienen, wo Du gehorchen mußt und nicht verzärtelt wirst, wie bei mir, in einer Stellung, wie sie einem armen Fräulein zukommt — das wird zu Deinem Besten sein. In voller Freiheit leben und ein Bißchen arbeiten, nähen, Putzmachen, sticken und — andere Dinge treiben, wäre freilich hübscher, aber das ist, wie Du einsehen wirst, unmöglich und ich, als Deine einzige Verwandte, habe die Pflicht, über Dich zu wachen und für Dich zu sorgen. Ich werde Dich passend placiren. Geh' jetzt — Hin- und Herreden liebe ich nicht; wunderst Du Dich, daß bei uns auf einmal die Rosenguirlanden verschwunden sind, so ist das nicht meine Schuld.“

„Ich bitte nur — was geschehen soll — bald!“ sagte Irene, bis in das Innerste verletzt und erschüttert.

„Verlaß Dich darauf!“ erwiderte Frau von Ruhl, indem sie sich in ihrem Sessel steif aufrichtete. Irene verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. In dem ihrigen angekommen, warf sie zuerst den Kiesel im Schloß vor die Thür und sank dann, in ihrer ganzen Haltung gebrochen, auf das Bett. Nicht war es



die Aussicht, welche ihr so eben eröffnet worden war, das Haus der Tante, an deren Seite sie bis jetzt ein glänzendes, gefeiertes Dasein geführt hatte, zu verlassen und in eine abhängige Stellung zu einer Fremden zu kommen, wo ihre Armuth, an die sie bisher nicht zu denken gebraucht, sich ihr fühlbar machen sollte, nicht der Gedanke ihrer Hilflosigkeit und Verlassenheit in der Welt war es, der sie so unglücklich machte — sondern ein anderes Gefühl, das Gefühl, sich in der süßesten Hoffnung ihres Herzens so bitter getäuscht zu haben, wie es jetzt in der Einsamkeit erst, nachdem sie sich von Diana getrennt hatte und das Gespräch mit der Tante voll so tiefer Kränkung vorüber war, zum schmerzlichen Bewußtsein kam. Und sie konnte sich doch keinen Vorwurf machen, sich in kindischer Eitelkeit jener Hoffnung, die ihr erwachendes Herz innig beglückte, ohne allen Anlaß hingegeben zu haben! Freilich hatte sie aber nicht ahnen können, daß die Auszeichnung, welche ihr allein zu Theil geworden war, nicht ihrem eigenen Selbst, sondern der Freundin Diana's galt!

(Dortsetzung folgt.)

### Scuilleton.

(Eine Apotheke im 17. Jahrhundert.) Wir alle kennen das sehr profaische Aussehen unserer heutigen Apotheken, wo Alles so einfach, nüchtern, geschäftsmäßig und natürlich zugeht, aber wir wollen heute einen Rückblick auf die interessante, an's Mystische grenzende Ausstattung einer Apotheke von ehedem werfen, wo Alles darauf berechnet war, die Sinne und Augen der Kunden zu blenden und dieselben mit geheimer Scheu und Furcht zu erfüllen. Ein französischer Alterthumsforscher schildert uns eine pharmaceutische Offizin des 17. Jahrhunderts in Vannes folgendermaßen: „In einem der hohen, alterthümlichen, hölzernen Häuser befindet sich der große, schöne, nach der Straße zu gelegene Laden, dessen Wände ringsherum bis zur Decke mit mehreren über einander geschichteten Reihen von Büchsen aus Fayence und Zinn, Flaschen, Phiolen jeder Form und anderen zum Geschäft gehörigen Geräthschaften bedeckt sind. Ueber einer Thür im Hintergrunde befindet sich ein großer Rahmen, in welchem man eine mächtige Taube ihre Flügel ausbreiten sieht, mit der Unterschrift: „Ubi spiritus Domini, ibi libertas“ („wo der heilige Geist ist, da ist die Freiheit“). Diese Thür führt zu einem kleinen Laboratorium, in welchem sich der weise, hochgelehrte Apotheker meistens aufhält, um stets für die Kunden bei der Hand zu sein und durch ein kleines vergittertes Fenster seine Gehilfen beobachten zu können, ob sie die Frem-

den höflich empfangen und getreulich, ohne zu betrügen, die Drogen und Mischungen verkaufen.

In der Mitte des Ladens steht ein alterthümlicher Ofen und daneben Retorten und ähnliche sonderbargestaltete Gefäße; weiterhin sieht man einen ungeheuren eisernen Mörser, an dem ein Lehrling steht und eifrig stampft. Dann giebt es noch andere Mörser nebst Stößel aus Holz, Stein oder Metall; ferner verschiedene Spatel, von denen einige aus Palmenholz, die blos zur Bereitung der Palmensalbe dienen, kleine Mählsleine zum Zermalmen der Perlen, Tiegel, Filtrirsäcke, Destillirkolben, Kühlrohre, Siebe und Haarsiebe sowie eine Menge anderer Werkzeuge, deren der Apotheker bedarf.

Der große Mörser stand auf einem hohen hölzernen Block, der mit grotesken Figuren bemalt ist, weniger zur Verschönerung des Ladens, als zum Amüsement der Käufer, welche kommen und gehen.

Die Metallgefäße sind von verschiedener Art, und man unterscheidet darunter erstens den Flaschenkessel, den die Latiner *ahenum* nennen, den Kessel, welcher *cacabus* und das Beden, welches *patina* genannt wird.

Da sieht man auch große, originell und elegant geformte Krüge mit spiralförmig gewundenen Henkeln nach Art der alten Amphoren, auf denen man in großen Buchstaben die Namen der beiden berühmtesten pharmaceutischen Compositionen aus dem Mittelalter gedruckt liest, nämlich: „*Theriak Andromache*“ und „*Mithridat*“ (Gegengift). Salbenschachteln, Syruptöpfe, Pulverschachteln, Pillenschachteln und andere Flaschen und Fläschchen giebt es natürlich in Menge. Außerdem bemerkt man auch Pokale aus feinem Glase von besonders zierlicher Form, die man damals *Urceoli* nannte, in denen man die kostbarsten und berühmtesten Pulver aufbewahrte, wie zum Beispiel das Bibernpulver, Sandelpulver, das pulverisirte Horn eines Einhornes, Saphirpulver und Smaragdpuver.

Auch dürfen wir nicht vergessen, der sonderbaren großen Steingutfaschen zu erwähnen, die sich durch einen ungemein langen Hals und einen sehr dicken Bauch auszeichnen; die Alten nannten diese Flaschen *atramentariae*. Sie enthielten die Kräutertränke und Kräftigungsmittel für die Kunden der Stadt und der umliegenden Dörfer. Sie waren mit zwei oder vier Henkeln oder Drehen an jeder Seite versehen, durch welche die Apothekergehilfen Bindsaden zogen und mittelst desselben um den Hals oder über die Schulter hängten und zu den Bestellern trugen, wie ein Jäger sein Pulverhorn trägt.

Die destillirten Wässer theilte man in verschiedene Arten ein, wozu gehörten: die herzkärkenden Wässer, die gichtabtreibenden, die leberstärkenden, kopfschmerzstillenden, magenstärkenden und die specifischen Wässer.

Was die Drogen anbelangt, so mußte ein fleißiger Apotheker, der auf seinen Ruf nur einigermaßen bedacht war, in seinem Laden vorräthig haben: spanische Fliegen, Kelleraaseln, Köhrenschneden, Eidechsen, Ameisen, Vipern, Storpione, Frösche, Krebse und mehrere Arten kleiner Vögel.



Was außerdem mehrere thierische Theile betrifft, so glaubten die damaligen Aerzte, daß sie mit verschiedenen absonderlichen Tugenden begabt seien, so daß die Apotheker genöthigt waren, auch hiervon stets einen genügenden Vorrath zu halten. Darunter gehörten unter Anderen: der Schädel oder die Hirnschale eines unbegrabenen gebliebenen Todten, der Knochen, welcher sich in dem Herzen der Hirsche befindet, das Gehirn der Sperlinge und Hasen, die Oberzähne, Froschherzen, die Lunge eines Fuchses, die Leber eines Bockes, die Gedärme eines Wolfes, die Haut und Eingeweide der Schlangen, dann das Fett von Menschen, Gänsen, Schafen, Enten, Kaninchen, Ziegen, Kalen und Schlangen; das Blut eines Menschen, das von Tauben und Vöcken; die Hörner und Gewebe der Hirsche, Rehe und Einhörner; die Nägel der Eleuthiere, die Schalen der Kustern und die Blasen mehrerer Arten Fische.

Außer dem Verkauf der Heilmittel befaßten sich auch viele Apotheker mit dem Handel von Schönheitsmitteln, Schminken, Parfümerien u. s. w., doch spricht sich Jean de Renou, der Alles dies schildert, sehr dagegen aus, da es nicht gerathen sei, den Courtisänen noch Mittel an die Hand zu geben, wie sie die unklugen und unbesonnenen jungen Leute noch leichter fangen könnten. Uebrigens meint der treuherzige Gelehrte aus dem 17. Jahrhundert, daß die Schönheit oder Häßlichkeit des Körpers keinen Einfluß auf den Charakter des Menschen ausübe, da es noch häßlichere und mißgestaltete Leute als Theristes war gegeben habe, die doch sehr tugendhaft gewesen seien und im Gegentheil noch schönere und anmuthigere denn Adonis, welche dabei die größten Vöswichter waren.

Unter den Drogen waren auch Misteln, auf Eichen gewachsen, Eleuthierfüße, Porbeerbalsam, Extract von geweihter Holzkohle, eine Flasche Elixir de propriété (Eigenthumselixir), ein Gefäß mit Siegelerde und Erde von der Insel Lemnos (sehr wirksam gegen die Pest und andere ansteckende Krankheiten), ein Gefäß mit präparirten Kellervormern, mehrere Gläser mit Vipernpläschen, ein Pokal mit etwas Perlenpulver, welches man auch manus Christi nannte, wahrscheinlich wegen seiner Kostbarkeit.

Zwei Fläschchen mit Lavendelgeist, ein Gefäß mit rothem Bolus, eines mit Perlensalz und anderen seltenen Salzen, mehrere Unzen Panacee (Universalheilmittel), Himmelswasser, ein Pfund Mirobolan, vier Unzen kretische Diptam, sechs Unzen Sbellium (ambisches Harz) und außerdem noch Erde aus dem gelobten Lande, Korallenmoos, geriebenes Elfenbein, Mastix, Spinnengewebe, orientalischen Bezoarstein, syrische Hermodattel oder Herzwurz in Gestalt eines Herzens, weißen und gelben Rhabarber, Lavendelöl und Steinöl, Tragantlatwerge, Ratternsalz, Bernstein und Catholicon, auch ein Universalmittel.

Noch weiterhin erblickte man ein Gefäß mit einer Unze präparirten Magnetsteins; wenn man diesen in kleiner Quantität einnahm, so hatte der wunderbare Stein die Eigenschaften, die Jugendblüthe unendlich lange zu erhalten.

Zu allerletzt sah man noch zwei Instrumente aufgehängt, welche bazumal speciell den Apothekern zugehörig waren und

eine ihrer vorzüglichsten Einnahmequellen bildeten. Es waren dies Klystiersprizen von verschiedener Größe, mit denen sich der eifrige Apotheker bewaffnete, wenn er bei dem Aufgang der Sonne ausging und würdevoll durch die Straßen schritt, um bei verschiedenen Kranken die Vorschriften des Arztes auszuführen. Einige trugen dies wichtige Instrument in einem großen Etui eingeschlossen unter dem Arme, Andere begnügten sich damit, es in einem Futteral an einem Bande über die Schulter zu hängen. Die einmalige Execution kostete nach dem Tarif funfzehn Sous. —

(*Cine Partie à quatre.*) Vor kurzem reiste eine gewisse Mrs. Emma Goodwin aus der Grafschaft Noble im nordamerikanischen Staate Ohio von zu Hause ab, indem sie ihrem Manne mittheilte, sie habe eine große Sehnsucht, ihre Eltern einmal wieder zu besuchen, die in der Grafschaft Greene wohnen; sie habe überdies auch einige kleine Geschäfte dort abzumachen und werde in wenigen Tagen wieder daheim sein. Sie sprach dabei ihren dringenden Wunsch aus, wenigstens eines der Kinder mitzunehmen, entschied sich aber zuletzt unter vielem Bedauern voll mütterlicher Sorgfalt dahin, die lieben Kleinen bei dem rauh werdenden Wetter lieber zu Hause lassen zu wollen, da ihnen die Reise leicht schaden könne. Die treffliche Gattin und Mutter nahm zärtlichen Abschied von ihrem Manne, der ihr mit exemplarischer Gefälligkeit die Tasche mit Dollars füllte, damit sie diese kleine Excursion mit möglichster Bequemlichkeit und allem Behagen ausführen könne.

Zu ganz derselben Zeit verreiste auch einer der Nachbarn, ein Mr. George Taylor, der nach dem Osten, und zwar nach New-York, wollte; wahrscheinlich irrte er sich aber im Wege, man weiß nicht wie, und der Zufall fügte es, daß er zu gleicher Zeit mit Mrs. Goodwin in Wheelingen ankam und mit dieser dort im Hotel zusammentraf. Am anderen Tage reisten die beiden Nachbarn ganz einmüthig weiter nach Pittsburg und von da kamen sie nach einer weiteren gemeinschaftlichen Tour von zwei bis drei Tagen nach Cleveland. Hier trafen sie eben um die Stunde des Mittagessens ein, machten in aller Eile ein wenig Toilette und begaben sich dann in den Speisesaal, um sich zur Table d'hôte zu setzen. Hier wartete ihrer jedoch eine ganz unverhoffte Ueberraschung. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, so wurden sie von einer seltsamen Erscheinung frappirt, denn Mrs. Goodwin sah sich ihrem Gatten gegenüber und Mr. Taylor seiner Frau, die ganz friedlich an der Seite Mr. Goodwin's saß.

Jede Erklärung war überflüssig; die Thatsache war ganz klar, daß die beiden zu Hause verlassenen Gatten ihre Vereinigung benutzt, um sich gegenseitig zu nähern und daß sie sich endlich durch ein herzliches Einverständnis über ihr Strohwitterthum getröstet hatten.

Man sollte denken, daß dieser gegenseitigen unerwarteten Begegnung irgend eine schreckliche Scene voll Zorn, Eifersucht, Toben der Männer und Thränen der Frauen gefolgt wäre, aber die Amerikaner geben sich nicht leicht mit derlei dramatischen Effecten ab — Nichts von alledem geschah. Ein Zeichen von



beiden Theilen genügte, um die Ruhe der vier anfänglich sehr verblühten Gesichter wiederherzustellen und die vier Schuldigen zu gegenseitiger Nachsicht zu bestimmen, so daß keiner der übrigen Gäste gewahr wurde, welches Drama sich eigentlich vor seinen Augen abspielte. Nach dem Dessert erhoben sich die beiden Paare vom Tisch und trafen in einem abgesonderten Zimmer zusammen, wo Alles wieder in das legale Gleis kam. Vorwürfe hatte Keines dem Andern zu machen, eher schienen sie Alle zum Lachen geneigt. Die beiden Männer nahmen dann jeder den Arm seiner legitimen Gattin und kehrte mit ihr nach der respectiven Heimath zurück, wo Jedes seine Kinder und die wohlthunende Ruhe des häuslichen Heerdes wiederfand.

Indessen, so verschwiegen wohl alle vier Theile gewesen sein mögen, scheint die Sache doch herausgekommen zu sein, denn wie hätten sonst die amerikanischen Zeitungen Wind davon bekommen und die Geschichte in die Welt hinausposaunen können?  
F.

(Ein Unglückstag.) Der 24. Januar d. J. wird ewig berühmt bleiben in den Annalen der Mairie von Antwerpen, denn noch niemals hatten sich an einem Tage so viele komische Scenen und Unglücksfälle in Bezug auf heirathslustige Paare dort ereignet. Das erste und eclatanteste Beispiel war das eines Bäckergehilfen, der ein Mädchen heirathen wollte, das bis dahin bei seinem Brotherrn in Diensten gestanden hatte. Zur festgesetzten Stunde begeben sich die Zeugen zu dem Bräutigam, der sie in eine Droschke packt und derselben befiehlt, nach dem Rathhaus zu fahren. An dem Bestimmungsorte angelangt, sollte die Civiltrauung nun vor sich gehen, aber siehe da, die ganze Hochzeitgesellschaft stand in großer Verlegenheit da. Es war Alles in Ordnung, bloß etwas hatte man vergessen, und zwar etwas ziemlich Wichtiges, nämlich das Abholen der Braut. Die Zeugen stiegen sofort wieder in den Wagen, um diese Vergesslichkeit gut zu machen und kamen erst nach Verlauf einer vollen Stunde der Erwartung zurück, indem sie nur mit Mühe die Braut hereinzerrten, welche vor Bohn und Entrüstung bald roth bald blaß wurde und augenblicklich einen erbitterten Zank mit ihrem Zukünftigen begann.

Dieser entschuldigte sich so gut es gehen wollte, die Zeugen redeten auch mit darein, und so gab es denn eine äußerst lebhafteste Auseinandersetzung mit viel Worten und Geschrei. Die Braut geberdete sich ganz wie außer sich, wollte von der ganzen Heirath nichts mehr wissen und weinte und lamentirte wohl über eine Stunde, ehe es ihrem unglückseligen vergeßlichen Zukünftigen gelang, den Frieden wieder in soweit herzustellen, daß endlich die Trauung stattfinden konnte, worauf Beide noch ganz schmolend fortgingen. Der Beamte hatte mit unzerstörbarer Ruhe und Geduld während des ganzen Drama's mit untergeschlagenen Armen dagestanden und voller Würde abgewartet, bis er seine Functionen vollziehen konnte.

Ein zweites Brautpaar war wohl glücklich und einträchtig auf das Rathhaus gekommen, hatte jedoch unterwegs seine Zeu-

gen verloren, die man erst nach langen und eifrigen Nachforschungen lachend und trinkend in einer Schenke auffand. Ein drittes Pärchen endlich hatte seine erforderlichen Papiere vergessen und mußte wieder nach Hause gehen, um dieselben zu holen. Es war entschieden ein Tag der Vergesslichkeit, der aber schließlich doch noch zum gewünschten Ziele führte — F.

(Eine ephemere Existenz.) In Paris bewunderten die Spaziergänger im Bois de Boulogne seit einiger Zeit eine reizende junge Dame von höchstens sechzehn Jahren, die dort Tag für Tag in einem reizenden kleinen Coupé mit prächtigem Gespann ihre Promenade machte. Jeder hätte darauf schwören mögen, daß die junge Dame über ein Vermögen zu gebieten habe, sei dies nun ihr eigen oder das eines Auneters; sie war stets so elegant, so originell gekleidet, sie war wie ein Musterbild der allerneuesten und fashionabelsten Moden, aber sie war nicht mehr und nicht weniger, als — das Kaufmädchen von Mademoiselle Z., einer der ersten Modistinnen von Paris. Von acht Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags liebte sie diese bescheidenen Functionen ihres officiellen Standes aus; von ein bis zwei Uhr befand sie sich bei dem berühmten Coiffeur X., wo sie sich nicht nach dem Geschmack des Tages, der Stunde — nein, nach dem der herrschenden Minute fristren ließ. Dann begab sie sich in die Rue . . . . ., Hotel so und so, wo sie eine allerliebste kleine Wohnung besaß, und kleidete sich dort nach der allerelegantesten und excentrischesten Mode an (sie war es auch, welche zu allererst die großen Schneckenhäuser in den Haaren trug); und hierauf fuhr sie fort nach dem Gehölz und nach dem See, wo ihre Erscheinung stets Furore machte. Sie promenirte dort bis um fünf Uhr, dann kehrte sie nach ihrem Hotel zurück, zog ihre Arbeitskleidung wieder an, kehrte zu Mademoiselle Z. zurück und übernahm daselbst ihre Aufträge für den folgenden Tag. Darauf eilte sie wieder in ihre Wohnung, machte Toilette für das Theater und wohnte der Aufführung des beliebtesten Modestüdes in einer Loge bei. Dann soupirte sie, und so ging es alle Tage. Dabei hatte sie nicht einen Centime Schulden; sie bezahlte Alles baar was sie kaufte und schickte selbst einmal einem jungen Sänger vom Théâtre lyrique einen Ring für 500 Francs, den dieser jedoch nicht annahm. Sie schuldete auch nichts in ihrem Hotel, wo man ihr oft warnend sagte: „Madame Jeanne von N. (so nannte sie sich), Sie veransgaben sich doch nicht zu sehr?“ Dann erwiderte sie lachend: „Pah! ich habe eine alte Tante in Versailles, die mich in ihrem Secretär wählen läßt, und ich sage Ihnen, der ist nicht schlecht garnirt!“ — Die alte Tante in Versailles war aber Mademoiselle Z., die Modistin, welche in der That bemerkte, daß man in ihrem Secretär wühlte und dann ihr Kaufmädchen anzeigte. Daher kommt es nun, daß man im Boulogner Gehölz die reizende Jeanne seit einigen Tagen vermißt, die so led und verwegene Taubensflügel und kleine Befen auf den Hüften oder in ihrem schwarzen Haare trug; sie sitzt jetzt im Zellengefängniß zu Mazas. — F.